

JOURNAL FÜR ENTWICKLUNGSPOLITIK

herausgegeben vom Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik
an den österreichischen Universitäten

vol. XXVI 3–2010

EntwicklungsexpertInnen

Schwerpunktredaktion: Berthold Unfried

mandelbaum *edition südwind*

Inhaltsverzeichnis

- 4 BERTHOLD UNFRIED
EntwicklungsexpertInnen: Andere entwickeln.
Sich selbst entwickeln?
- 14 THOMAS HÜSKEN
Outside the Whale: The Contested Life and Work of
Development Experts
- 29 HUBERTUS BÜSCHEL
Die Moral der ExpertInnen: Krise und Reformen in der
westdeutschen „Entwicklungshilfe“ und der ostdeutschen
„Solidarität“ in Afrika südlich der Sahara der 1960er und
1970er Jahre
- 50 EVA SPIES
Exportgut partizipative Entwicklung: Eine global anwendbare
Form des Fremdverstehens?
- 73 ALICIA ALTORFER-ONG
*They came as brothers, not masters: Chinese experts in
Tanzania in the 1960s and 1970s*
- 95 GERALD HÖDL
„Es tut mir nicht leid, dass ich's gemacht hab'.“
Eine „Oral History“ der österreichischen Entwicklungshilfe
- 119 Rezensionen
- 126 Schwerpunktredakteur und AutorInnen
- 129 Impressum

GERALD HÖDL

„Es tut mir nicht leid, dass ich's gemacht hab'.“

Eine „Oral History“ der österreichischen Entwicklungshilfe

Es scheint so etwas wie einen historiographischen Mindestabstand zu geben, der Themen für die Geschichtsschreibung interessant werden lässt. Dies hat nicht nur handfeste Gründe wie Archivsperrn, die den Zugang zu Quellen für mehrere Jahrzehnte unterbinden, sondern es hat auch mit dem Reiz des Untergehenden bzw. des Untergegangenen zu tun. Die zeitliche Distanz und die seither eingetretenen Veränderungen schärfen die Konturen des Untersuchungsgegenstands, machen ihn ungewöhnlich und fremd. Das Abblättern des Selbstverständlichen reizt zum genaueren Hinsehen, zur Analyse und zur Bilanz.

Dementsprechend findet die Geschichte von Entwicklung(spolitik) als eine der Konstanten des internationalen Systems im 20. Jahrhundert neuerdings wachsende Aufmerksamkeit (vgl. Büschel/Speich 2009). Hatte sich dabei die historische Forschung zunächst auf die Geschichte der leitenden Ideen und der mächtigsten AkteurInnen, insbesondere nationaler Regierungen und multilateraler Organisationen, konzentriert (vgl. Havinden/Meredith 1993; Rist 1997), rückten in den letzten Jahren zunehmend Bereiche abseits dieser „Königsebene“ in den Blickpunkt. So wuchs auch das Interesse an jener Gruppe von EuropäerInnen und NordamerikanerInnen, die in Ländern des „Südens“ an Entwicklungsprojekten beteiligt waren, zunächst noch im Zeichen des Kolonialismus (Kothari 2005; Van Beusekom 2002), später als postkoloniale „EntwicklungshelferInnen“ (Hein 2006). Das Interesse an dieser Personengruppe wuchs nicht nur innerhalb der Geschichtswissenschaft, sondern auch, ja stärker noch in den nicht historisch orientierten Sozialwissenschaften. In den letzten Jahren erschienen mehrere Bücher, die sich auf der Basis umfangreicher Interviews mit der Identitätskonstruktion von EntwicklungshelferInnen, ihrem

Verhältnis zum lateinamerikanischen/afrikanischen/asiatischen „Anderen“ und ihrer Verstrickung in rassistisch grundierte Machtverhältnisse beschäftigen (Cook 2007; Eriksson Baaz 2005; Goudge 2003; Heron 2007).

Die erwähnte zeitliche Distanz erhöht nicht nur das historiographische Interesse, sondern in Verbindung damit auch die Bereitschaft von ZeitzeugInnen, Auskunft zu geben. Das Erlebte erscheint zunehmend als etwas, das in seiner Besonderheit wert ist, erzählt zu werden. Die ErzählerInnen sind in unserem Fall ÖsterreicherInnen, die in den 1960er und 1970er Jahren als EntwicklungshelferInnen tätig waren und damit die Frühgeschichte der österreichischen Entwicklungshilfe miterlebten – eine Phase, die sich sowohl in den zugrundeliegenden Konzepten als auch in den Rahmenbedingungen der Einsätze von späteren Jahrzehnten markant unterschied.

1. Das Sample

Am Anfang stand – im Jahr 2009 – eine Lehrveranstaltung an der Universität Wien, in deren Rahmen Studierende der Internationalen Entwicklung mit den Methoden der Oral History den Erfahrungen der ersten österreichischen EntwicklungshelferInnen nachspüren sollten. Der vermeintliche Nachteil, dass es sich bei den Interviewenden nicht um HistorikerInnen handelte, wurde dadurch mehr als aufgewogen, dass sie ein genuines Interesse am und eine gewisse Vertrautheit mit dem Interviewgegenstand aufwiesen und es so zu Gesprächen zwischen unterschiedlichen entwicklungspolitisch interessierten Generationen kam, gewissermaßen den PionierInnen und ihren – mit erheblichem Abstand – Nachgeborenen.

Zunächst galt es allerdings, diese PionierInnen zu finden. Als besonders erfolgreich erwies sich dabei der Weg über persönliche Bekanntschaften und daraus resultierende Weiterempfehlungen. In einer zweiten Phase stellte Horizont3000¹ den Kontakt zu mehreren ehemaligen EntwicklungshelferInnen her. Auffallend war die große Bereitschaft, sich für ein Gespräch zur Verfügung zu stellen: Die überwiegende Mehrheit der Personen, die wir kontaktierten, nahm sich Zeit für ein ausführliches Interview. Letztendlich konnten mehr als dreißig solcher Interviews geführt werden; Transkripte liegen derzeit von 24 dieser Gespräche vor und bilden die Basis dieses Aufsatzes.²

Das zentrale Kriterium bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen war der Zeitpunkt ihres Einsatzes: Interviewt wurden nur Personen, die zwischen dem Jahr 1961, als die ersten EntwicklungshelferInnen entsandt wurden, und dem Jahr 1980 ins Ausland gegangen waren. Dieser primär aus pragmatischen Gründen gewählte zeitliche Endpunkt fällt in eine Phase, als der österreichische Entwicklungshilfeapparat definitiv seine experimentellen Anfänge hinter sich gelassen hatte und in eine Periode der Konsolidierung und Professionalisierung eingetreten war. Eine zweite Einschränkung bestand darin, dass nur wenige Studierende bereit und in der Lage waren, Interviews in größerer Entfernung von Wien durchzuführen. Somit hatte die Mehrheit der Interviewten ihren Wohnsitz in Wien und im angrenzenden Niederösterreich – auch wenn einige Interviews in der Steiermark, in Oberösterreich, Tirol und Vorarlberg geführt werden konnten. Neben diesem regionalen Bias bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen gibt es einen zweiten, möglicherweise gravierenderen: Sowohl die persönlichen Netzwerke als auch die Vermittlung durch Horizont3000 führten überwiegend hin zu Personen, die sich nach wie vor in einem gewissen Naheverhältnis zur Entwicklungszusammenarbeit befinden. Einige waren nach ihrem Einsatz beruflich in diesem Bereich aktiv geblieben, bei anderen äußerte sich das Naheverhältnis darin, dass sie sich mit ihren aktuellen Kontaktdaten im Verteiler von Horizont3000 befanden. Menschen, die sich – aus welchen Gründen auch immer – komplett aus dem entwicklungspolitischen Milieu zurückgezogen haben, sind im Sample zweifellos unterrepräsentiert.

Die 24 EntwicklungshelferInnen, deren Erinnerungen im Mittelpunkt dieses Aufsatzes stehen, sind eine relativ heterogene Gruppe, was ihre Ausbildung und die Art ihrer Tätigkeit betrifft: Die Hälfte verfügte zum Zeitpunkt des Einsatzes über einen Hochschulabschluss (von der Medizin über die Agrarwissenschaften bis hin zur Ethnologie), die andere Hälfte setzte sich überwiegend aus Personen zusammen, die eine Handwerksausbildung oder eine höhere Fachschule (etwa für das Landwirtschaftswesen) absolviert hatten. In den Einsatzländern arbeitete die überwiegende Zahl der interviewten EntwicklungshelferInnen im Bildungsbereich, vom Regelschulwesen bis hin zu unterschiedlichen Formen der Erwachsenenbildung; auch die Projekte im Bereich der ländlichen Entwicklung, etwa beim Aufbau von Genossenschaften, hatten eine starke Bildungskomponente.

Die zentrale Bedeutung der beiden (katholischen) Entsendeorganisationen IIZ (Institut für Internationale Zusammenarbeit) und ÖED (Österreichischer Entwicklungshelferdienst, 1977 in Österreichischer Entwicklungsdienst umbenannt) innerhalb der österreichischen Entwicklungshilfe spiegelt sich im Sample wider: Mehr als die Hälfte der Interviewten wurden vom IIZ entsandt, acht Personen vom ÖED (außerdem zwei Personen vom Bauorden und eine Person vom Österreichischen Jugendrat für Entwicklungshilfe).³

Zehn der Befragten begannen ihren Entwicklungshilfe-Einsatz in den 1960er, die übrigen in den 1970er Jahren. Das Durchschnittsalter lag zum Zeitpunkt des ersten Einsatzjahres bei knapp 27 Jahren, wobei der jüngste Entwicklungshelfer mit 21 Jahren ins Ausland ging, der älteste mit 35. Mit einer Ausnahme absolvierten alle InterviewpartnerInnen zumindest die übliche Mindesteinsatzdauer von drei Jahren, etliche verlängerten oder wechselten in andere Projekte, so dass am Ende in einigen Fällen mehr als zehn Jahre Entwicklungshilfe-Einsatz zu Buche standen. Nur sieben der 24 Interviewten waren Frauen, für den zunächst stark männerdominierten Bereich Entwicklungshilfe eine nicht gänzlich überraschende Zahl.

Die Einsatzgebiete der Interviewten lagen je zur Hälfte in Südamerika und im subsaharischen Afrika, lediglich zwei waren – jeweils vor Einsätzen in Afrika – auch in Papua-Neuguinea tätig gewesen. Unter den Einsatzländern stechen Brasilien mit fünf und Burkina Faso mit vier Einsätzen hervor, alle anderen Länder wurden nur ein bis zwei Mal zum Schauplatz entwicklungshelferischer Aktivitäten.

2. Oral History

Natürlich lassen sich die historischen Umriss der österreichischen Entwicklungshilfe auch aus konventionellen Quellen rekonstruieren, es mangelt weder an Zahlenmaterial noch an Organisationsdaten und Projektbeschreibungen. Doch was bei einem derartigen Zugang nur unzureichend in den Blick gerät, sind die Menschen, die zu einem Teil der globalen Entwicklungsmaschinerie wurden: Was veranlasste sie dazu, unter welchen Bedingungen taten sie es, wie erlebten sie ihre Arbeitssituation, wie sah ihr Alltag aus? Diese Themenbereiche standen im Mittelpunkt des Forschungs-

interesses, und sie anzusprechen war denn auch die einzige Vorgabe, die die InterviewerInnen mit in ihre Gespräche nahmen.

Das emanzipatorische Potential, das der Oral History als einer „Geschichte von unten“ oft zugeschrieben wird als Erkundung der „Subjektivität derer [...], die wir als Objekte der Geschichte zu sehen gelernt haben“ (Niethammer 1985: 10), kann das vorliegende Unternehmen allerdings nicht für sich beanspruchen. Eine „Geschichte von unten“ müsste in Afrika, Asien und Lateinamerika geschrieben werden, auf Basis der Erinnerungen der einheimischen MitarbeiterInnen in Entwicklungsprojekten, sowohl der formal gleichrangigen KollegInnen als auch der DolmetscherInnen, FahrerInnen und Hausangestellten, und nicht zuletzt jener Menschen, für die diese Projekte konzipiert waren. Wir haben es stattdessen mit einer „Geschichte von dazwischen“ zu tun, mit den Erinnerungen einer Personengruppe an der Schnittstelle zwischen dem sich formierenden Entwicklungsapparat der Metropolen und den designierten Zonen der Intervention.

Der besondere Wert von Oral History liegt weniger darin, bislang unbekannte historische Fakten zu eruieren (auch wenn dies zuweilen gelingen mag), als vielmehr darin herauszufinden, welche Bedeutung bestimmte Phänomene in den Augen der AkteurInnen hatten und haben. Es geht nicht nur um die Rekonstruktion von Strukturen und Handlungen, sondern auch und vor allem darum, woran sich die Menschen wie erinnern – „memory is not a passive depository of facts, but an active process of creation of meanings“ (Portelli 2006: 37). Was wird betont, was wird nur am Rande erwähnt, wo liegen blinde Flecken, an welchen Stellen tauchen welche Emotionen auf, welches Selbstbild wird gezeichnet, welcher Sinn wird der eigenen Geschichte beigemessen?

Die Erinnerungen der Interviewten sind stets durch spätere Erfahrungen überformt (Bertaux/Bertaux-Wiame 1985: 151). Was wir vor uns haben, ist immer der gegenwärtige Bewusstseinsstand, die Vergangenheit kann nur durch diesen Filter hindurch sichtbar werden. Dazu kommt noch ein weiterer Filter, nämlich die Interviewsituation, die einerseits selbst bei sehr offenen Fragen die Erinnerungen in bestimmte Bahnen lenkt, andererseits durch Aufnahmegerät und das unbekannte Gegenüber die Scheu verstärkt oder gar erst hervorruft, Kompromittierendes zu äußern. Offen eurozentrische Haltungen beispielsweise, wie sie in den 1960er und 1970er Jahren nicht unüblich waren, wird man in den Erzählungen der Entwick-

lungshelferInnen meist vergeblich suchen. Hier überlagerten möglicherweise die seither eingetretenen Veränderungen im Entwicklungsdiskurs frühere Denkmuster, die zuweilen in einer bewussten Abgrenzung des aufgeklärten Heute vom als überwunden angesehenen Damals artikuliert werden: „*Der Grundtenor in den 60er Jahren war,*“ erzählt Herr L., „*dass man zwar, à la Albert Schweitzer, den Hascherln helfen wollte, aber wo's langgeht, wissen schon wir*“ – im Gegensatz zur „*heutige[n] Haltung, dass man sagt, ich bin mal zum Lernen da und zum Schauen*“. Ein positiver Aspekt der großen zeitlichen Distanz zum Geschehenen besteht darin, dass viele Interviewte wenig Rücksichten auf beteiligte Organisationen oder Einzelpersonen nehmen mussten, ja, dass im Nachhinein vielleicht auch die Introspektion schonungsloser erfolgte als zum Zeitpunkt des Einsatzes oder kurz danach – dass sich also der Vorteil größerer Offenheit zum Nachteil der potentiell bruchstückhaften und verzerrten Erinnerung gesellte.

Insgesamt handelt es sich bei den meisten Interviews um relativ schnörkellose Erzählungen, in denen vor allem die konkrete Tätigkeit vor Ort oft sehr detailliert geschildert wird, obwohl seither mehrere Jahrzehnte vergangen sind. Die Genauigkeit dieser Erinnerungen erklärt sich daraus, dass die betreffenden Jahre im Leben der Interviewten meist einzigartig und prägend waren (vgl. Hoffman/Hoffman 2008: 36). In jenen Fällen, in denen sich die Einsätze wiederholten und insgesamt über einen längeren Zeitraum erstreckten, sind die Schilderungen meist unbestimmter und fahriger. Das schnörkellose Erzählen wird auch dadurch begünstigt, dass die Arbeit als EntwicklungshelferIn im Regelfall in moralischer/politischer Hinsicht offenbar weder als problematisch noch als besonders wertvoll empfunden wurde, und somit das Narrativ weder durch Rechtfertigungsgesten noch durch Selbstüberhöhung geprägt ist.

Im Folgenden werde ich mich weitgehend darauf beschränken, jene Sachverhalte und Sichtweisen aufzugreifen, die in einer Reihe von Interviews wiederkehren und somit nicht nur als individuelle Wahrnehmungen angesehen werden können, sondern als markante Erfahrungen eines wesentlichen Teils der interviewten Personengruppe.

3. Motive

Barbara Heron weist in ihrem Buch „Desire for Development“ auf die Traditionslinien zwischen der kolonialen „civilising mission“ und der nachkolonialen Entwicklungshilfe hin, insbesondere auf die tragende Rolle des bürgerlichen Subjekts in beiden Fällen. Dieses zeichne sich nicht nur durch ein globales Bewusstsein („planetary consciousness“) aus, sondern auch durch ein Gefühl der wissensmäßigen Überlegenheit gegenüber den nichteuropäischen „Anderen“, die dazu berechtigt und verpflichtet, in deren Leben einzugreifen und es zu „verbessern“ (Heron 2007: 7). Damit sei nicht nur die Annahme vieler EntwicklungshelferInnen verbunden, man könne in der so genannten Dritten Welt Sinnvolleres bewirken als im eigenen Land, sondern auch die Auffassung, dass es sich dabei um etwas moralisch besonders Hochstehendes handle (ebd.: 43).

„[W]e take for granted that we can go to, live in, and be active in other people’s countries – and lives – *if we choose* to do development work“, schreibt Barbara Heron (2007: 45, Hervorhebung im Orig.). Auch in den Interviews kommt jene Selbstverständlichkeit zum Ausdruck, mit der die Option Entwicklungshilfe gewählt wurde – im Bewusstsein, „*dass ich irgendwas beitragen soll und kann zur Veränderung in der Welt*“, wie Herr St. meint. Innerhalb der von Heron skizzierten Grundkonstellation entfaltet sich ein vielfältiges Bündel an Motiven. Der häufig genannte Wunsch zu helfen war überwiegend christlich inspiriert und folgte „*dem hohen Ideal der Nächstenliebe*“. Politische Motive hingegen spielten eine untergeordnete Rolle – vereinzelt werden die Empörung über den Vietnamkrieg, das Erschrecken über „*das Hungerproblem*“, aber auch das „*Eintreten gegen Unrecht, gegen ungerechte Vermögenssituationen eben auch im Weltmaßstab*“ als Momente einer persönlichen Politisierung genannt, die zur Entscheidung für den Entwicklungshilfe-Einsatz hinführten. Mehrere der Interviewten schildern allerdings, wie sie sich in den Jahren als EntwicklungshelferIn von Amtskirche und Religion zunehmend abwandten („*die Religion hab ich mir bald abgeschminkt, auch ... auch der Glaube ist mir abhanden gekommen*“) und eine linke Politisierung erlebten. „*Ich bin als konservativ, ÖVP-nahe usw. hinübergegangen*“, erzählt Herr B., als „*kirchentreuer Kaplan und hab dort gesehen ... also ..., was dort passiert, dass die Religion eingesetzt wird also ... wirklich ..., um die Leute zu unterdrücken.*“

Viele Interviewte erinnern sich an konkrete Anstöße und Einflüsse im persönlichen Umfeld, die ihre Entscheidung, in die Entwicklungshilfe zu gehen, begünstigten. Da gab es ältere Geschwister, die bereits in diesem Bereich tätig waren, da gab es eine *„Mutter, die wollte schon zum Albert Schweitzer gehen“*. Vorträge von Missionaren und zurückgekehrten EntwicklungshelferInnen spielten ebenso eine Rolle wie Publikationen über sie. Und schließlich waren es Bücher über ferne Länder, Bücher von Autoren wie Karl May und Hugo Bernatzik, die den Wunsch entfachten, EntwicklungshelferIn zu werden.

Ein weiteres wichtiges persönliches Motiv war der Wunsch, etwas Neues und Unbekanntes, „fremde Kulturen“ kennen zu lernen. Entwicklungshilfe war für Frau B. *„eine interessante Möglichkeit, überhaupt wegzukommen.“* Immer wieder fallen die Worte Abenteuer und Abenteuerlust, wenn es in den Interviews um die Entscheidung für den Einsatz geht. Frau F. konnte sich *„das nicht so vorstellen [...], dass ich im Alter mal in Österreich sitze“*. Herr N. schildert *„die Enge dieses Bergbauernhofes, auf dem ich aufgewachsen bin“*, sie war *„mit ein Grund, dem zu entfliehen“*. Bereits sein Vater habe versucht, diesem Umfeld zu entkommen, und zwar in den Weltkrieg – für Herrn N. hingegen habe die Entwicklungshilfe diese Möglichkeit eröffnet. Im Anschluss an Wolfgang Pohrt, der den Zweiten Weltkrieg als Vorläufer des Massentourismus bezeichnete, könnte man somit in der Entwicklungshilfe der 1960er und 1970er Jahre eine Vorform des modernen Ferntourismus sehen. Eine Interpretation, die durch Frau L. gestützt wird: *„Der Ausschlag war sicher, einmal irgendetwas anderes zu sehen, woanders hinzukommen. Andere Kulturen, das hat mich immer interessiert. Zu der Zeit damals war da einfach nicht sehr viel möglich. Entweder man ist ausgewandert oder man ist in die Mission gegangen oder in die Entwicklungshilfe.“*

Für die 1990er Jahre und die frühen 2000er Jahre liegen Untersuchungen vor, in denen die Motive österreichischer EntwicklungshelferInnen untersucht wurden (Auer et al. 2009; Hemedinger 1995). Sie gelangen zu einem Ergebnis, das dem aus den hier behandelten Oral-History-Interviews entstehenden Bild stark ähnelt: Das wichtigste Motiv stellt in beiden Untersuchungen der Wunsch dar, andere Kulturen kennen zu lernen sowie etwas Sinnvolles und Wichtiges zu tun; auch die Freude am Reisen ist nach wie vor ein nicht unwesentlicher Grund, wieso ÖsterreicherInnen in diesem Feld tätig werden (Auer et al. 2009: 89; Hemedinger 1995: 48). Eine auffal-

lende Kontinuität besteht darüber hinaus hinsichtlich der geringen Bedeutung, die dem Entwicklungshilfe-Einsatz für die eigene berufliche Karriere beigemessen wird – in den 1960er und 1970er Jahren, so erzählten es viele der Interviewten, war die Arbeitsmarktsituation in Österreich für sie derartig günstig und erwiesen sich die materiellen Bedingungen der Tätigkeit in der Entwicklungshilfe als derartig unattraktiv, dass es keine handfesten beruflichen und/oder finanziellen Gründe dafür gab. In den beiden erwähnten soziologischen Untersuchungen (Auer et al. 2009; Hemedinger 1995) werden Motive wie „sich beruflich neu orientieren wollen“ und „für meinen Beruf etwas zu lernen“ zwar deutlich häufiger genannt als in den Oral-History-Interviews, dennoch rangieren offenbar auch in der jüngeren Vergangenheit immaterielle Bedürfnisse deutlich vor beruflichen Ambitionen.

4. Strukturen

Das Bild, das in den Gesprächen von der organisatorischen Infrastruktur der frühen österreichischen Entwicklungshilfe gezeichnet wird, ist eines von – über die Jahre abnehmender – Improvisation, in deren Zentrum sowohl im IIZ als auch im ÖED jeweils eine dominante Führungsfigur stand: Bischof Alois Wagner innerhalb des ÖED und Otto Winkler innerhalb des IIZ. Besonders Winkler ist in den Interviews allgegenwärtig: Er besucht die EntwicklungshelferInnen vor Ort, kümmert sich um ihre soziale Absicherung, berät sich mit ihnen, wenn ein Projekt schlecht läuft, er unterstützt nicht nur politisch progressive Vorhaben, sondern lädt auch in die Vorbereitungskurse gesellschaftskritische ReferentInnen ein und stellt überdies individuelle Schulungsprogramme für die angehenden EntwicklungshelferInnen zusammen: „[A] la carte, das heißt, für jeden einzelnen und jedes Paar hat eben der Winkler ausgesucht: ‚Du gehst jetzt drei Monate nach Genf, in diesen Pädagogikkurs, oder du lernst jetzt ordentlich Französisch‘“, wie es eine interviewte Person formulierte. Die Mischung aus Improvisation und zentraler Lenkung äußerte sich auch darin, wie die Einsatzorte festgelegt wurden: Wiederholt wurden BewerberInnen in Länder entsandt, für die sie weder eine besondere Präferenz hatten noch entsprechende Sprachkenntnisse mitbrachten – Ausdruck einer homogenisierenden Sichtweise,

die unterschiedliche Regionen der „Dritten Welt“ als prinzipiell gleichartig und austauschbar betrachtete. Frau K. beispielsweise wollte ursprünglich nach Tansania, wo sich allerdings kein geeignetes Projekt befand – *„irgendwann war dann Brasilien der Ort, wo es eine Möglichkeit gab, und die hab ich aufgegriffen“*. Ähnlich bei Herrn S.: *„Aus irgendeinem Grund halt hat sich dann Kamerun ergeben. Es war kein spezieller Wunsch, oder ... es war einfach die Gelegenheit.“*

Da nur die wenigsten zukünftigen EntwicklungshelferInnen die Sprache des Einsatzlandes beherrschten, weder die Kolonialsprache noch eine der indigenen Sprachen, war eine dreimonatige Sprachausbildung üblicherweise ein Fixpunkt der Vorbereitungen. Jene, die zu diesem Zweck nach England, Frankreich, Spanien oder Portugal reisen konnten, verbinden damit sehr positive Erinnerungen – die von den anderen, die in Österreich bleiben mussten, nicht geteilt wurden (*„beim Berlitz da Stunden zu klappern“*). Die restliche Vorbereitung (und ein Teil des Sprachunterrichts) fand in den 1960er Jahren in Deutschland statt, meist in Klausenhof in der Nähe von Münster. Einen bleibenden Eindruck hinterließ bei mehreren der Interviewten die dort herrschende internationale Atmosphäre, nahmen doch an dieser mehrmonatigen Ausbildung nicht nur Deutsche und ÖsterreicherInnen teil, sondern auch zahlreiche NiederländerInnen sowie Angehörige anderer Staaten. In den 1970er Jahren erfolgte die Vorbereitung überwiegend in Österreich, wobei die über das Jahr verteilten Blockseminare des IIZ sich weniger tief in die Erinnerung eingruben als die mehrmonatige Ausbildung des ÖED in Mödling. Die bereits oben erwähnte homogenisierende Sichtweise der „Dritten Welt“ äußerte sich in diesem Vorbereitungskurs darin, dass es kein auf das jeweilige Einsatzland abgestimmtes Informationsangebot gab, wie mehrere Interviewte bedauernd erwähnten. Während die IIZ-Vorbereitung als stark theoretisch orientiert in Erinnerung blieb, wies der ÖED-Ausbildungskurs eine völlig andere Zielrichtung auf: *„[D]er war sehr praktisch,“* erzählt Herr K., *„das war ein Kurs, um zu lernen, wie man ein Auto repariert, einfach einen Vergaser reinigt, wirklich so Geschichten, Geburtshilfe, Brunnen bauen, ... Ausbildungen, wo man gedacht hat, man ist wirklich ganz isoliert irgendwo in der Wildnis, auf sich alleine gestellt, sozusagen, dass man, um zu überleben, von dem allen was verstehen muss.“* Die unterschiedlichen Erinnerungen an diese Schulungen zeigen, dass die Vorstellungen des ÖED von der Tätigkeit eines Entwicklungshelfers in Richtung physischer

Arbeit in einem ländlichen Umfeld gingen (was gleichzeitig eine interessante Parallele zur Ausbildung britischer Kolonialbeamter darstellt, in der körperliche Ertüchtigung ebenfalls einen zentralen Platz einnahm):⁴ *„Also wir haben jeden Tag Morgensport gemacht, sind da herumgejoggt und zweimal in der Woche schwimmen gegangen, so, das war mehr so ... so quasi militärische Vorbereitung“*, wie Herr G. schildert, und Herr N. berichtet, alles sei *„sportlich tipptopp [gewesen], jeden Morgen schwimmen und reiten“*. Und schließlich gab es dann noch die „Dorfanalyse“, in deren Verlauf die KursteilnehmerInnen unter der Anleitung eines Soziologen die sozialen Strukturen eines burgenländischen Dorfs untersuchten, damit *„man einfach einmal schaut, wenn man wohin kommt, wo es fremd ist, wie das funktioniert, wie die Strukturen sind, auf was man achten sollte und so weiter“*, so Frau F. – ein interessantes pädagogisches Experiment, in dem das „Eigene“ (wenn auch in seiner ländlichen Ausprägung) und das „Fremde“ als prinzipiell gleichartig betrachtet werden und somit ineinander verschwimmen: Das „Eigene“ wird verfremdet, um eine Annäherung an das „Fremde“ zu ermöglichen.

Allgegenwärtig in den Erzählungen ist die katholische Kirche, und zwar nicht nur im Zusammenhang mit den katholischen Entsendeorganisationen IIZ und ÖED, sondern auch und vor allem in Bezug auf die Einsätze selbst. Viele der Projekte wurden über kirchliche Netzwerke initiiert, die zwischen Österreich und Lateinamerika bzw. Afrika bestanden, und nutzten die kirchliche Infrastruktur vor Ort. Zugleich bedienten sich die lokalen kirchlichen Institutionen der österreichischen Entwicklungsprojekte: So bestand die Tätigkeit von Herrn F. darin, als Pilot regelmäßig entlegene Missionsstationen in der sambischen Diözese Mbala anzufliiegen; Herr S. arbeitete in einem Projekt, das die kamerunische Bischofskonferenz in Bildungsfragen beriet; Herr B. war Betriebsleiter einer Missionsfarm der Nazarethschwestern in Südafrika – und diese Aufzählung ließe sich noch lange fortsetzen. Der für ihr Projekt zuständige Bischof *„war ärmer“*, erinnert sich Frau B., *„also der war froh, dass der von Österreich oder Europa oder wo Leute oder Geld ... und damit auch Geld kriegt, für die Arbeit“*. Die Einbindung österreichischer EntwicklungshelferInnen in kirchliche Strukturen erwies sich in einigen Fällen als durchaus problematisch, etwa wenn sich die persönliche Weltsicht veränderte, wie Frau K. erzählt: *„Die Diözese wollte natürlich kirchliche Loyalität. Hat unterstützt, allerdings hat sich dann im Laufe der Arbeit herausgestellt, dass meine Vorstellung von Jugendarbeit nicht mit der*

charismatischen Linie von dem neuen Bischof zusammengepasst hat. Und ich mich in der Zeit von der Kirche eher distanziert habe. Also das ist dann klar, dass das in einem kirchlichen Projekt ... ähm ... gewisse Schwierigkeiten ergibt.“ In einem anderen Fall prallten unterschiedliche Entwicklungsvorstellungen aufeinander, jene des Paters und Projektleiters, der „*sich schnell noch so eine Art Denkmal [...] schaffen*“ wollte, „*also ein größeres Bauobjekt oder einen Traktor*“, und jene von Herrn R. und seinen KollegInnen, die für ein bedächtigeres und gemeinsam mit der Bevölkerung erarbeitetes Vorgehen eintraten. Zuweilen zog die Nähe zur kirchlichen Macht die EntwicklungshelferInnen direkt hinein in offene Konflikte zwischen Kirche und lokaler Bevölkerung, im Fall von Herrn N. zwischen einem Padre und einer Gruppe von – in der Erzählung – schattenhaft bleibenden LandbewohnerInnen: Der Pfarrer war „*sehr dominant, eine sehr dominante Person in dem Dorf. [...] Und wir waren eigentlich seine Helfershelfer, und das war eigentlich sehr unsympathisch für uns, oder? El hijo del padre. [...] Die Pfarr-Farm [...] galt eigentlich auch nicht als die Musterfarm, von der die Leute lernen wollten, sondern die galt als, als Farm des Pfarrers. Und der war eigentlich ein Großgrundbesitzer wiederum. [...] Ja, und meine erste Arbeit war dann eben, das Wasserreservoir zu bauen, und da hab ich gemerkt, dass sie alle paar Tage mir das, äh, beschädigt haben. Sie haben, sie haben mir den Auslass wieder herausgerissen. Und allmählich hab ich gemerkt, ja, das sicher, die begreifen jedenfalls meine Arbeit nicht als Hilfsarbeit für sie, das war einmal ganz klar. Das war eigentlich eine große Enttäuschung am Anfang.*“

5. Wissen und Macht

Die konkreten Tätigkeiten in den Projekten waren derartig vielfältig, dass es schwer fällt, Generalisierungen zu treffen oder gar eine Typologie zu erstellen. Was auffällt, ist das unterschiedliche Selbstverständnis, das sich in den Erzählungen ausdrückt: Manche der Interviewten beschränkten sich darauf bzw. mussten sich angesichts der Rahmenbedingungen darauf beschränken, vordefinierten Anforderungsprofilen zu entsprechen: „*[D]as ist eine gewisse Struktur, die war schon vorgegeben. Also da hat man sich, glaube ich, von Seiten des ÖED auch gar keine Sorgen machen müssen, weil wir ja beide schon da unterrichtet haben und eigentlich wissen, wie der Hase*

läuft in einer Schule“, erzählt etwa Frau H. Andere wiederum bemühten sich von Anfang an, gemeinsam mit der lokalen Bevölkerung konkrete Aufgaben zu definieren und geeignete technische Lösungen zu finden. Und eine dritte – sehr kleine – Gruppe versuchte, politisch emanzipatorische Aktivitäten zu unterstützen: „*[D]as Bewusstsein zu stärken, dass die Leute aus ihrer Situation halt ihre gewünschten Veränderungen initiieren konnten*“, wie es Frau K. ausdrückt und sich dabei genauso auf Paulo Freire stützt wie Herr G., der es ablehnt, als Entwicklungshelfer bezeichnet zu werden. Sein Selbstverständnis sei ein ganz anderes gewesen: „*[I]ch bin ein compañero, ich begleite jemanden, ich bin ein Verbündeter*“. Und nicht um Entwicklung sei es ihm gegangen („*ein grundsätzlich sozusagen irreführender Begriff!*“), sondern um einen „*Befreiungsprozess*“, in dem es galt, den „*indianischen Menschen [...] in Paraguay dazu [zu] verhelfen, ihre Rechte wirksam zu vertreten*“. Was sich in diesen Erzählungen auftut, ist eine Welt, die weit entfernt ist von heutigen Praktiken der Entwicklungszusammenarbeit, weit entfernt von Logframes und Projektevaluationen, und in der gleichzeitig auf spontane und radikale Weise vieles möglich war, vieles von dem vorweggenommen wurde, was später in domestizierter Form als *participatory development* oder als *empowerment* Eingang in den entwicklungspolitischen Kanon gefunden hat.

Dennoch handelt es sich bei allen drei Varianten letztlich um Spielarten eines der Entwicklungshilfe zugrunde liegenden Machtverhältnisses: Menschen aus Nordamerika, Ostasien und Europa sehen sich berufen, ihre als höherwertig eingestuften Fähigkeiten, Kenntnisse und Verhaltensweisen an Menschen aus dem „Süden“ weiterzugeben, um deren Produktivität und Lebensqualität zu erhöhen. Diese Grundhaltung, die in der „*civilising mission*“ des 19. Jahrhunderts ihren Ursprung und im universalen Anspruch der europäischen Aufklärung ihren wichtigsten Antrieb hatte, zeigt sich auch in einigen Interviews. Ausgangspunkt ist oft die Annahme, den Menschen des „Südens“ fehle es an Bildung – „*der Mangel an Bildung ist die Unterentwickeltheit*“, meint Herr H. –, sie befänden sich in einer Art Naturzustand, seien aber „*nicht zum Vegetieren sozusagen verdammt*“ (Herr G.), sondern offen für die Intervention von außen, denn „*die Afrikaner sind unglaublich wissbegierig*“ (Herr Sch.). Abhilfe könne nur der „Norden“ schaffen, so die gängige Auffassung jener Zeit, wie sich Herr L. erinnert: „*[I]n den 60er Jahren [...] hat es geheißen: Know-how und Technologie, und*

dann rennt das Ganze [...]. Und wir waren halt das Know-how quasi.“ Egal, ob dieser Wissenstransfer aus einer sozialdemokratischen Bildungstradition heraus von ganzem Herzen befürwortet wurde („wenn ein Kind von einem Arbeiter die Chance gehabt hat, dass er was lernt, dann hat er die Pflicht, das weiterzugeben“) oder ob das Ziel vorsichtiger angesteuert wurde („Ich habe versucht zuzuhören, zu schauen. Und dann ganz klein unten zu sagen, schau einmal, probier es einmal so, nicht so wischen, sondern probier es einmal so.“), letztlich ging es immer wieder darum, der einheimischen Bevölkerung neue Praktiken nahe zu bringen – etwa in einem Ansiedlungsprojekt für nomadisierende Indigene im Amazonasbecken: „[D]azu waren wir jetzt da, vier [Leute], zwei Entwicklungshelfer, zwei Entwicklungshelferinnen, um in den verschiedenen Lebensbereichen ein bissl eine Struktur hineinzubringen.“

All das ist nicht sehr überraschend und entspricht dem Bild, das spätestens die Post-Development-Kritik von der internationalen Entwicklungsmaschinerie zeichnete. Überraschend mag hingegen erscheinen, dass diesen Äußerungen eine zumindest ebenso große Zahl an Erinnerungen gegenübersteht, in denen die Diffusion europäischen Wissens mittels Entwicklungshilfe auf mehreren Ebenen problematisiert wird (zum Teil von den oben zitierten Personen selbst). Mehrere der Interviewten betonten den Wert indigenen Wissens, etwa im Fall landwirtschaftlicher Methoden, die zwar nicht europäischen Vorstellungen, aber sehr wohl den ökologischen Verhältnissen vor Ort entsprachen. Andere GesprächspartnerInnen wiederum erinnern sich an die Unzulänglichkeit der eigenen Kenntnisse: Dass einiges nicht wie gewünscht funktioniert habe, sei nicht zuletzt daran gelegen, erzählt Frau K., dass sie „einfach zu jung“ gewesen sei und „unternehmerisch überhaupt keine Ahnung gehabt“ habe. Noch drastischer Herr M., ein Bauingenieur: „Das Wissen, es hat mir ja das Wissen gefehlt. Wir sind ja völlig unbeleckt dahin gegangen.“ Und im agrarwissenschaftlichen Lehrgang, in dem er unterrichtete, erinnert sich Herr St., seien AfrikanerInnen gesessen, „die haben mich also locker an Erfahrung übertroffen mit, wie soll man sagen, einer Kompetenz“. Er wisse auch von Fällen, in denen die mangelnde Sachkenntnis der vermeintlichen Fachleute zu unverhohlener Kritik geführt habe. Junge, gebildete AfrikanerInnen hätten solche Leute als „le petit blanc“ bezeichnet, „also dass man da eben immer die kleinen Weißen schickt, die oft nicht so ausgebildet sind und nicht Französisch können“. Die Kritik sei auch deshalb so schneidend ausgefallen, weil die EntwicklungshelferInnen und

-expertInnen in Konkurrenz zu einheimischen Fachleuten standen: Diese *„haben eher das Gefühl gehabt, dass wir verdrängen, wir verdrängen sie von ihren Plätzen, sie könnten das eigentlich schon lang, und besser“*.

6. Alltag

Ebenso vielfältig wie die Tätigkeiten waren für die EntwicklungshelferInnen die Lebensbedingungen in den Einsatzländern – und dennoch gibt es einige Konstanten, die sich durch die Erzählungen ziehen. Das abendliche Schreiben von Briefen etwa, dem im Regelfall einzigen Mittel der Kommunikation mit Familie und FreundInnen in Österreich. Telefonieren sei entweder unmöglich gewesen oder so teuer, dass man maximal zu Weihnachten zu Hause angerufen habe. Somit seien nur die Briefe geblieben – lange seien sie unterwegs gewesen, selbst die Luftpost habe zwei Wochen gebraucht, Antwort auf Fragen habe man somit frühestens nach vier Wochen bekommen. Heimaturlaub habe es während der ersten drei Jahre nicht gegeben, ein Umstand, den Frau K. allerdings durchaus positiv bewertet: *„[D]as macht schon ein bisschen einen Unterschied, ob ich drei Jahre toujours in einem Land bin. Also wir sind ja nie heimgefahren. Haben nicht telefoniert, weil wir kein Telefon gehabt haben. Also, da taucht man dann schon einmal tiefer ein.“* Diese Distanz zu Europa hatte allerdings für einige der Interviewten auch ihre Schattenseiten, insbesondere bei der Rückkehr. Österreich war ihr sehr fremd geworden, erzählt Frau L.; es sei nicht nur der Kontrast zu Brasilien gewesen, ihr Heimatland hatte sich in den vier Jahren ihrer Abwesenheit verändert, technologisch und gesellschaftlich – *„ich war entwurzelt“*.

Während sich die Erzählungen von Männern und Frauen im Allgemeinen nicht signifikant voneinander unterscheiden, gibt es drei Frauen mit sehr speziellen Erfahrungen, und zwar jene, die als *„mitreisende Ehefrau“* deklariert waren, *„das war damals die übliche Form und hat geheißen MEF, das Kürzel für mitreisende Ehefrau, und da hab ich ein Briefeirl gekriegt, dass meine Aufgabe ist, die wichtige Arbeit meines Mannes im jeweiligen Land zu unterstützen“*, wie Frau B. erläutert. Zwei dieser Frauen erlangten nach einer gewissen Zeit den Status einer Entwicklungshelferin, lediglich Frau F. blieb bis zum Schluss ihres Afrikaaufenthalts *„MEF“*,⁵ beschränkt auf Hilfstätig-

keiten im Arbeitsbereich ihres Mannes: *„Ich hätte sehr gern gearbeitet, auf einer Mission oder so, da hätten sie mich schon brauchen können, aber da wär' ich dann nicht bei ihm gewesen. Also bin ich in Nairobi geblieben und hab' letzten Endes im Büro halt ein bisschen gearbeitet. Weil er war ja viel weg, und dann war das Telefon besetzt und so.“* Die Position als „MEF“ wurde von allen drei Frauen als sehr unbefriedigend empfunden, und alle drei versuchten, den Gefühlen von Einsamkeit und Sinnlosigkeit dadurch zu begegnen, dass sie sich, wie Frau F., an der Arbeit ihres Mannes beteiligten oder eigene Arbeitsgebiete aufbauten. Der institutionalisierte subalterne Status von Ehefrauen (der anscheinend keinen „MEM“ als Gegenstück kannte) zeigt, mit welcher Selbstverständlichkeit die patriarchalen Vorstellungen der österreichischen Gesellschaft sich im Entwicklungshilfeapparat reproduzierten.

Übereinstimmend erinnern sich die Interviewten, dass die materielle Situation der EntwicklungshelferInnen bis in die frühen 1970er Jahre eher karg war: freie Kost und Unterkunft vor Ort, ein Taschengeld von einigen hundert Schilling, Krankenversicherung (aber keine Pensionsversicherung) und ein monatliches „Wiedereingliederungsgeld“ von zunächst nicht mehr als tausend Schilling, das auf einem österreichischen Konto angespart wurde. In einzelnen Fällen erwiesen sich die Lebensumstände als äußerst prekär: *„[D]as Essen beim Bischof, das war so schlecht, dass die Kinder also innerhalb von 14 Tagen zwei bis drei Kilo abgenommen haben“*, erzählt Frau B., die mit ihrer Familie nach Bolivien gegangen war. Die ehemaligen EntwicklungshelferInnen, die ab den 1970er Jahren tätig waren, berichten hingegen von einer besseren finanziellen Absicherung und zum Teil von einem Lebensstandard, der höher gewesen sei als in Österreich. Von Dienstwägen, Nachtwächter und Koch ist die Rede, von Häusern mit Gärten – es sei *„schon ein privilegiertes Leben“* gewesen, sagt Herr St., *„das war alles viel bürgerlicher, als wir's gewohnt waren“*.

7. Identitäten

Die Art zu wohnen wurde zu einem zentralen Ausdruck des eigenen Selbstverständnisses, der Positionierung innerhalb der jeweiligen Gesellschaft, in der man lebte. Dabei ging es in erster Linie darum, allzu große Distanz zur lokalen Bevölkerung zu vermeiden. *„Das war schon so, dass man*

da drauf achtet, dass man nicht unbedingt in den Weißensiedlungen wohnt“, erinnert sich Herr L. Frau P. verzichtete bewusst darauf, sich in jener „Art Motel [...] mit Garten und Swimmingpool“ einzumieten, das ihr der Projektträger angeboten hatte, und zog in ein einfaches Haus in jenem Viertel, wo sie ihre stadtplanerischen Studien durchführte. Von diesem Versuch der Anpassung an die lokalen Lebensbedingungen berichten auch andere InterviewpartnerInnen, vor allem die in Lateinamerika tätig Gewesenen („wir haben mit den Indianern mitgelebt“). Neben dem Versuch, die soziale Kluft zwischen EntwicklungshelferInnen und lokaler Bevölkerung zu verringern oder gar zu überwinden, stand die Einsicht in die Vergeblichkeit dieses Ansinnens, wie Herr K. nachträglich feststellt: „Aber wir waren noch immer sehr stark in dieser privilegierten Rolle der ausländischen Entwicklungshelfer, die einfach trotz bester Absicht halt diese Barriere nicht überwinden haben können. Das eben bedeutet hat, du kommst als Entwicklungshelfer mit einem sicheren Einkommen, mit einer Krankenversorgung und mit Auto usw. in so ein Dorf. Das war dann die Erfahrung, oder das ist uns dann mit der Zeit immer bewusster geworden, dass das eben nur eine bestimmt Art von Beziehung zulässt, dass das Interesse der Einheimischen oft weniger war, persönliche Kontakte zu haben, sondern eher dahinter eine gewisse Erwartungshaltung stand, dass sie einen Nutzen daraus ziehen können.“ Zu dieser sozialen Distanz, die laut Herrn L. auch zwischen EntwicklungshelferInnen und ihren einheimischen KollegInnen existierte, gesellte sich die sprachliche Distanz, die von einigen InterviewpartnerInnen beklagt wurde – lediglich einer der in Afrika aktiven EntwicklungshelferInnen erlernte eine autochthone Sprache. Die Erzählungen lassen darauf schließen, dass in Afrika und Papua-Neuguinea die Integration in die lokale Gesellschaft in einem geringeren Maß erfolgte als in Lateinamerika. Dies äußerte sich unter anderem darin, dass sich die Sozialkontakte etlicher in Afrika tätiger EntwicklungshelferInnen auf nicht-afrikanische Kreise konzentrierten. „Da lebt man also dann in einer Community“, berichtet Herr S. über Kamerun, „europäische Community, die man dann sich halt doch gern da in der Freizeit besucht Aber ... na ... also eher wenige ... wenige Kontakte ... mit der so genannten Bevölkerung.“ Ähnliche Netzwerke bestimmten auch die persönlichsten Beziehungen, wie sich Herr G. erinnert (er gehörte zu den ganz wenigen, die das Thema Sexualität und Liebe nicht völlig aussparten): Etliche EntwicklungshelferInnen seien ledig gewesen und hätten während des Einsatzes – so wie er selbst

– einen Kollegen bzw. eine Kollegin geheiratet; dies sei so häufig passiert, dass man vom ÖED scherzhaft als „*Österreichischem Eheanbahnungsdienst*“ gesprochen habe.

Was die nationale bzw. eine europäisch-„westliche“ Identität betrifft, lässt sich aus den Erzählungen weder eine partikuläre Identität als österreichische EntwicklungshelferInnen herauslesen noch wurden die „westlichen“ „Ausländerkolonien“, die *expatriate communities*, als homogen wahrgenommen. Eine scharfe Trennlinie, die einige der Interviewten zogen, betrafen andere „expats“, insbesondere DiplomatinInnen und MitarbeiterInnen internationaler Organisationen: „*Die abschreckenden Beispiele waren die so genannten Beamten der UNO, UNESCO*“, erzählt Herr H., „*die waren in der Hauptstadt, und wenn die nur drei Schritte aus den eigenen vier Wänden gemacht haben, dann waren sie schon im Busch. [...] Die haben eine irrsinnige Angst gehabt. Die sind dann zu uns gekommen und haben uns dann erklären wollen, wie die Welt dort geht. Und konnten nicht einmal die einheimische Sprache. Na, die haben wir meistens immer ziemlich kühl behandelt und wieder dorthin geschickt, wo sie hingehören, nämlich in die Hauptstadt, dann war die Geschichte erledigt.*“ Frau A., die selbst eine Zeit lang als Expertin der FAO, der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen, gearbeitet hatte, spricht wiederholt von der „*Expertenmafia*“, die sich oft aus ehemaligen KolonialbeamtInnen zusammengesetzt habe, von den „*Weltbankhansln*“. Ihre persönliche Konsequenz: „*Von den Europäern habe ich mich ferngehalten aus Prinzip.*“ Andere Trennlinien innerhalb des Entwicklungshilfe-Apparats – etwa zwischen unterschiedlichen Entsendeorganisationen oder zwischen „ExpertInnen“ und Nicht-„ExpertInnen“ – scheinen im fraglichen Zeitraum eine völlig untergeordnete Rolle gespielt zu haben.

Eine Grenzziehung, die in den erwähnten Büchern von Heron (2007), Goudge (2003) und Eriksson Baaz (2005) eine zentrale Rolle bei der Identitätskonstruktion von EntwicklungshelferInnen spielt, jene gegenüber einem als irrational, unfähig, korrupt, ja bedrohlich empfundenen lateinamerikanischen oder afrikanischen Anderen, taucht in den Gesprächen nur in wenig ausgeprägter Form auf. Zwar gibt es Anekdoten von korrupten Beamten, von „Boys“, die zur Verantwortungslosigkeit neigen, „wenn man da nicht konsequent dahinter ist“ – doch dem stehen Berichte von egalitären, herzlichen Begegnungen gegenüber. Die Interaktionen mit der lokalen Bevöl-

kerung sind jedoch überwiegend in blassen Farben gezeichnet, entsprechende Erzählungen sind weder von Romantisierung noch von Abwertung geprägt, sondern bleiben meist eher abstrakt. „Die vielen freundlichen und tollen Menschen“, die wiederholt als stärkste persönliche Erinnerung genannt werden, sind oft namen- und gesichtslos. Mit einer markanten Ausnahme: Viele InterviewpartnerInnen äußern ihre Freude darüber, dass nach Jahrzehnten noch Kontakt zu einzelnen LateinamerikanerInnen bzw. AfrikanerInnen bestehe oder dass sie auf späteren Reisen an die Orte ihrer Entwicklungshilfe-Tätigkeit von bestimmten Personen wiedererkannt und freundlich begrüßt worden seien – eine Freude, die auch Überraschung darüber ausdrückt, Spuren hinterlassen zu haben.

8. Bilanz

Wie erwähnt, bestand (und besteht) eine zentrale Funktion von Entwicklungshilfe darin, Kenntnisse und Fertigkeiten (sowie ihre technischen Vergegenständlichungen) aus den Metropolen in die verschiedenen Regionen der „Dritten Welt“ zu transferieren. Es wäre daher in einem persönlichen Resümee von 24 ehemaligen EntwicklungshelferInnen zu erwarten, dass sie entsprechende Erfolge erwähnen. Tatsächlich aber nennen sie, gebeten um eine Bilanz ihrer Einsatzzeit, nur ganz selten derartige Resultate ihrer Arbeit. Stattdessen scheint es so, als hätte das zentrale Ergebnis darin bestanden, dass Wissen, Erfahrungen und Emotionen vom „Süden“ in den „Norden“ geflossen seien – ganz im Sinne einer Feststellung von Paulette Goudge: „The fact that so much of the traffic is from the ‚Third World‘ to the West at an emotional level perhaps parallels what happens in terms of economic exploitation, and is similarly unacknowledged“ (Goudge 2003: 150).

Den ungleichen Tausch auf der Ebene der Erfahrung und des Gefühls artikulieren auch einige der Interviewten, Herr G. etwa: „*[M]an bekommt mehr, als was man gibt. [...] Wobei ich da nicht sicher bin, was ich gegeben habe.*“ Frau L. geht davon aus, „*dass ich sicher nicht so viel zurückgeben konnte, wie ich bekommen hab*“, und Herr M. hat sich „*so gefühlt, dass ich derjenige bin, der am meisten davon profitiert hat, ich eigentlich wenig tun konnte für die Leute*“. Die „*intensivsten Jahre meines Lebens*“ sei die Zeit in Lateinamerika gewesen, sagt Herr G., als „*eine wunderschöne Zeit*“ beschreiben unabhängig

voneinander Frau H. und Frau L. ihre Tätigkeit in der Entwicklungshilfe, „*die schönste Zeit in meinem Leben*“ Frau B., und für Herrn St. waren seine Jahre in Afrika der „*wichtigste Lebensabschnitt, [...] das hat also mein ganzes weiteres Leben geprägt*“. Stellvertretend für die meisten der ehemaligen EntwicklungshelferInnen bezeichnet Frau K. die Einsatzzeit als „*das beste Lernfeld und das beste Stipendium, das ich bekommen konnte*“ – „lernen“ und „lehrreich“ sind die beiden Wörter, die am häufigsten fallen, wenn die Interviewten Rückschau halten. Die Erfahrungen, die sie aus Afrika und Lateinamerika mitnahmen, reichten über fachliche und soziale Kompetenzen weit hinaus und betrafen den ganzen Menschen, seine Persönlichkeitsentwicklung. „*[I]ch bin da erst dann erwachsen worden*“, sagt Herr H., sie sei „*einfach aufgewacht*“, meint Frau S., und Herr B. unterstreicht das Ausmaß dieser Transformation: „*Irgendwo ist man natürlich auch ein anderer Mensch geworden*“.

Zu den Erfahrungen, die sie mitnahmen, zählen die Interviewten Toleranz sowie „*einen offeneren und weiteren Blick*“, „*Zugang zu anderen Kulturen*“, Freundschaften – und in einigen Fällen eine Politisierung, die weit über die Einsatzzeit hinausreichte. Die Zeit als EntwicklungshelferIn wurde zum „*Impuls für uns, Weiteres zu tun*“, zum Auftrag, „*die bewusstseinsbildende Arbeit in Österreich zu forcieren*“, wie Frau K. erzählt. Und so wurden etliche der Interviewten nach ihrer Rückkehr zu TrägerInnen der sich in den 1970er Jahren formierenden österreichischen Dritte-Welt-Solidaritätsbewegung. Aber das ist dann schon wieder eine andere Geschichte (eine, die ebenfalls darauf wartet, mündlich erzählt zu werden).

Was die hier präsentierten Interviews recht anschaulich zeigen, sind die vielfältigen Zerklüftungen innerhalb eines (zugegebenermaßen kleinen) Segments des globalen Entwicklungshilfe-Apparats. Dessen von der Post-Development-Kritik behauptete Homogenität, ausgerichtet auf die systematische Zurichtung peripherer Gesellschaften nach westlichem Muster, lässt sich ausgehend von der Gruppe österreichischer EntwicklungshelferInnen in den 1960er und 1970er Jahre nur auf einer sehr allgemeinen Ebene konstatieren: In der Selbstverständlichkeit, mit der sie sich jener transkontinentalen Arbeitsmigration anschlossen, in deren Rahmen BewohnerInnen des „Nordens“ in Ländern des „Südens“ mit dem deklarierten Ziel einer Verbesserung der dortigen Lebensverhältnisse tätig wurden. Die Detailanalyse macht jedoch deutlich, wieso diese Personengruppe keinen effizienten

Transmissionsriemen für die dominierenden Entwicklungskonzepte jener Zeit bildete: die rekonstruierbaren Motive und Ziele waren ebenso heterogen wie die zu diesen Zwecken eingeschlagenen Wege; zugleich erwiesen sich in vielen Fällen die Handlungsspielräume der EntwicklungshelferInnen innerhalb der lokalen Sozialstrukturen als gering und die Akteurskonstellationen als äußerst komplex – auf eine schlichte Binarität von einflussreichen westlichen EntwicklungshelferInnen und ihren machtlosen Objekten lassen die Interviews nicht schließen. Das ist das Ergebnis der Analyse von Interviews mit VertreterInnen dieser Akteursgruppe selbst. Dieses Selbstbild der EntwicklungshelferInnen über ihre beschränkten Interventionsabsichten und -möglichkeiten müsste nun mit den Ergebnissen von Forschungsarbeiten auf breiter angelegter Quellenbasis konfrontiert werden.

- 1 Horizont3000 ist jene Organisation, in der im Jahr 2001 die zwei größten österreichischen EntwicklungshelferInnen-Entsendeorganisationen, IIZ (Institut für Internationale Zusammenarbeit) und ÖED (Österreichischer Entwicklungs[helfer]dienst), aufgingen.
- 2 Dieser Artikel hätte nicht geschrieben werden können ohne die Bereitschaft der Interviewten, sich Zeit für die jeweils recht ausführlichen Gespräche zu nehmen. Da einige von ihnen auf Anonymität Wert legten, verzichtet mein Text generell darauf, die Namen auszuschreiben. Der Artikel hätte auch nicht geschrieben werden können ohne die Studierenden der Internationalen Entwicklung, die sich als InterviewerInnen und TranskriptorInnen überaus bewährten: Lukas Baar, Matthias Beier, Anja Berndorfer, Martin Bodenstein, Valentina Gander, Agnesa Isufi, Katharina Janicki, Raoul Jochum, Daniel Kemper, Isabelle Mennig, Georg Pardo-Caceres, Marie-Thérèse Pászory-Mayerhofer, Katharina Schabasser, David Schluß, Clara Schmidl und Michael Ulm. Die Interviews wurden im Zeitraum zwischen dem 25.4.2009 und dem 16.11.2009 geführt. Es ist geplant, in absehbarer Zeit den größten Teil der Interviews in der Bibliothek der Österreichischen Forschungstiftung für Internationale Entwicklung (ÖFSE) in Wien öffentlich zugänglich zu machen. Die meist in österreichischer Mundart getätigten Aussagen wurden zum Zweck der besseren Lesbarkeit standardsprachlich geglättet.
- 3 Die Relation zur Gesamtzahl der damals in diesen Organisationen tätigen EntwicklungshelferInnen mögen folgende Zahlen herstellen: Der ÖED entsandte bis Ende 1974 insgesamt 475 EntwicklungshelferInnen (Eder/Krobath 1975: 108), das IIZ 317 (ebd.: 59).
- 4 Diese Divergenzen entsprachen zwar bis zu einem gewissen Grad dem Selbstverständnis von IIZ und ÖED, wobei erstere Organisation die Entsendung von AkademikerInnen als ihren Aufgabenbereich betrachtete, letztere die Entsendung handwerklich-technisch ausgebildeter Fachkräfte. Innerhalb des Samples lässt sich diese unterschiedliche Schwerpunktsetzung allerdings nur sehr bedingt nachvollziehen, da

auch die vom ÖED entsandten EntwicklungshelferInnen zum Teil eine Hochschul-
ausbildung absolviert hatten und in ähnlichen Bereichen (Schulwesen, Erwachsenen-
bildung) arbeiteten wie IIZ-Leute.

- 5 Frau F. ist daher auch nicht Teil des Samples. Sie nahm allerdings am Interview ihres
Mannes teil und konnte so ihre spezielle Perspektive vermitteln.

Literatur

- Auer, Susanne et al. (2009): *Personaleinsätze bei Horizont3000. Motivation und Erfahrungen von InteressentInnen, aktiven und ehemaligen ProjektmitarbeiterInnen. Studie im Rahmen eines Forschungspraktikums für SoziologInnen.* Johannes Kepler Universität Linz, Institut für Soziologie.
- Bertaux, Daniel/Bertaux-Wiame, Isabelle (1985): *Autobiographische Erinnerung und kollektives Gedächtnis.* In: Niethammer, Lutz (Hg.): *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 146-165.
- Büschel, Hubertus/Speich, Daniel (Hg., 2009): *Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit.* Frankfurt am Main: Campus.
- Cook, Nancy (2007): *Gender, identity and imperialism: women development workers in Pakistan.* Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Eder, Rudolf/Krobath, Hermann (1975): *Österreichische Partner der Entwicklungsländer. Die nichtstaatlichen Organisationen.* Wien: ÖFSE.
- Eriksson Baaz, Maria (2005): *The paternalism of partnership. A postcolonial reading of identity in development aid.* London: Zed Books.
- Goudge, Paulette (2003): *The power of whiteness: racism in Third World development and aid.* London: Lawrence & Wishart.
- Havinden, Michael Ashley/Meredith, David (1993): *Colonialism and development: Britain and its tropical colonies, 1850–1960.* London/New York: Routledge.
- Hein, Bastian (2006): *Die Westdeutschen und die Dritte Welt. Entwicklungspolitik und Entwicklungsdienste zwischen Reform und Revolte 1959–1974.* München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Hemedinger, Fritz (1995): *Idealisten – Abenteurer – Weltverbesserer? Einsatzmotive, -vorbereitung und -probleme österreichischer EntwicklungshelferInnen.* Frankfurt am Main: Brandes und Apsel.
- Heron, Barbara (2007): *Desire for development. Whiteness, gender, and the helping imperative.* Waterloo: Wilfrid Laurier University Press.
- Hoffman, Alice M./Hoffman, Howard S. (2008): *Memory theory: Personal and social.* In: Charlton, Thomas S./Myers, Lois E./Sharpless, Rebecca (Hg.): *Thinking about oral history. Theories and applications.* Lanham: Altamira Press, 33-54.
- Kothari, Uma (2005): *From colonial administration to development studies: a postcolonial critique of the history of development studies.* In: Kothari, Uma (Hg.): A

- radical history of development studies. Individuals, institutions and ideologies. Cape Town/London/New York: David Philip/Zed Books, 47-66.
- Niethammer, Lutz (1985): Einführung. In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 7-33.
- Portelli, Alessandro (2006 [1979]): What makes oral history different. In: Perks, Robert/Thomson, Alistair (Hg.): The oral history reader. London/New York: Routledge, 32-42.
- Rist, Gilbert (1997): The History of Development: from Western Origins to Global Faith. London/New York: Zed Books/St. Martin's Press.
- Van Beusekom, Monica M. (2002): Negotiating development: African farmers and colonial experts at the Office du Niger, 1920–1960. Portsmouth, NH/Oxford: Heinemann/James Currey.

Abstracts

Der Aufsatz unternimmt den Versuch, die Geschichte von Entwicklung weniger als Geschichte von Ideen und Konzepten, sondern aus der Perspektive (einiger) ihrer PraktikerInnen zu schreiben. Er basiert auf mehr als zwanzig Oral-History-Interviews mit ÖsterreicherInnen, die in den 1960er und 1970er Jahren als EntwicklungshelferInnen vor allem in Afrika und Lateinamerika tätig waren. Die Analyse dieser Gespräche ermöglicht Einblicke in die ersten Jahrzehnte der österreichischen Entwicklungshilfe, und zwar sowohl auf persönlicher (Motivation, Identität) als auch auf institutioneller Ebene. Der Aufsatz versucht, die Geschichte dieser heterogenen Gruppe von Fachleuten (LehrerInnen, IngenieurInnen, SozialarbeiterInnen und andere) nachzuzeichnen, und untersucht, wie sich die Interviewten an diesen wichtigen Teil ihrer Biographie erinnern und wie sie diese Lebensphase bewerten.

This article attempts to refocus the historiography of development from the history of ideas and concepts to the history of (some of) its practitioners. The article is based on more than 20 oral history interviews conducted with Austrians who lived as development workers in Africa and Latin America between the early 1960s and the late 1970s. The analysis of these interviews sheds some light on the early decades of the Austrian development assistance, both at the personal (motivation, identity) and the institutional

level. The article aims to both reconstruct the histories of this heterogeneous group of professionals (teachers, engineers, social workers, and others) and to analyse the ways the interviewees memorise this important part of their biographies, including the self-images they create and the verdicts they arrive at on this particular period of their lives.

Gerald Hödl
Universität Wien
Institut für Afrikawissenschaften
Spitalgasse 2-4
A-1090 Wien
gerald.hoedl@univie.ac.at